

In der Erde buddeln ist cool

Autor(en): **Rasper, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **65 (2010)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-891290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In der Erde buddeln ist cool

Da staunt der Profi-Bauer: Hat er über Punkt 8 der Mösberg Erklärung (K+P 1/10) vielleicht noch skeptisch den Kopf geschüttelt (kleinere Betriebe, mehr Arbeitskräfte, neue Formen der Zusammenarbeit), so muss er heute zur Kenntnis nehmen, dass zahlreiche Menschen in der Stadt dieses Anliegen auf ihre Weise bereits umsetzen. Mit Gärten in der Stadt versuchen sie eine verloren gegangene Beziehung zur Erde und zu ihrer Nahrung wieder herzustellen. Ein Stimmungsbild aus Deutschland.

Ein Ruck geht durch Deutschland

Spaten werden in die Erde gerammt, Samen im Boden versenkt. Die Scholle bricht auf. Schrebergärten erleben einen Ansturm wie noch nie, Gartenbücher boomen, und Zeitschriften über das idyllische Landleben schiessen wie Pilze aus dem Boden. In Hamburg fordern die schwarze und die grüne Fraktion gemeinsam «mehr interkulturelle Gärten und Cityfarming». In München verwandelt die Stadtverwaltung landwirtschaftliche Fläche in «Krautgärten», auf denen Pächter den Sommer über Gemüse anbauen können. In Berlin besetzen Aktivist*innen brachliegende Grundstücke und schaffen auf ihnen Gemeinschaftsgärten. In Dessau gibt die Stadt Flächen frei, die die Bürger selbst gestalten können, und sieht in der «urbanen Landwirtschaft» die Zukunft der Stadt. Und in der hessischen Provinz geschieht Unerhörtes: Die Supermarktkette Tegut trotz jeder herkömmlichen kaufmännischen Logik und ermuntert ihre Kunden dazu, sich ihr Gemüse selbst zu ziehen, statt es zu kaufen – und stellt ihnen dazu gegen geringe Pacht Parzellen zur Verfügung.

Was ist da bloss los?

Verwandeln sich die stolzen Exportweltmeister und Beste-Autos-der-Welt-Hersteller jetzt in ein Volk von Kleinbauern und Selbstversorgern? «Es ist jedenfalls eine extrem spannende Entwicklung», findet Christa Müller, Vorsitzende der Stiftung Interkultur, einem der zentralen Knoten im Netzwerk der neuen Gartenbewegung. Die Soziologin meint durchaus, «dass man hier von einer Renaissance der Selbstversorgung sprechen kann». Allerdings, fügt sie hinzu, eine einfache Rückbesinnung auf überkommene Traditionen sei es nicht, was hier geschehe: «Das ist keine Rückkehr zu irgendwas, da entstehen ganz kreative neue Formen.»

In der Tat, es kann einem fast der Kopf schwinden angesichts der vielen neuen Gartentypen und Bewirtschaftungsmodelle, die da entstanden sind: Nachbarschaftsgärten, Internationale Gärten, Kiez- und Quartiergärten, Hartz-IV- und Tafel-Gärten; Stadtlandwirtschaft, Grabeland, Cityfarming, Mobile Landwirtschaft, Urbane Subsistenz... Die Vielfalt der Konzepte erinnert ihrerseits an einen grossen Garten; einen, in dem gepflegte Beete und üppig tragende Obststräucher ebenso ihren Platz haben wie exotische Blüten – und wo es ganz hinten noch ein Eckchen gibt, in dem alles einfach vor sich hin wuchert, wild und ungebündelt.

Das Phänomen ist bei weitem nicht auf Deutschland beschränkt. Berühmt wurden in letzter Zeit die Bienen von Paris, die mitten in der Stadt genügend Nahrung finden und hervorragenden Honig produzieren. In Grossbritannien gibt es schon länger die «City Farms»; auch in den USA und Kanada verbreitet sich zunehmend die Idee, in der Stadt Lebensmittel anzubauen. Hauptstadt der urbanen Landwirtschaft ist nach wie vor New York: Dort entstanden in den 1970er Jahren die ersten Gemeinschaftsgärten, die «Community Gardens», die oft eine Mischung aus Nachbarschaftshilfe, Sozialprojekt und Kunstaktion darstellten und lange eher als regionales Phänomen wahrgenommen wurden. Doch spätestens seit Michelle Obama im Weissen Haus medienwirksam einen Biogarten betreibt, ist die Botschaft (nicht nur) an die Kids klar: In der Erde buddeln und Gemüse pflanzen ist cool. Und in New York gibt es inzwischen 800 Community Gardens.

Gemeinsam ist all den Konzepten eines: Es entsteht ein neuer Blick aufs Gärtnern und auf die Selbstversorgung – der die soziale und politische Perspektive stets mit einbezieht. «Moderne bedeutete ja bisher immer, dass man sich nicht selbst versorgen muss», sagt Christa Müller, «sondern dass man das delegiert. An die Bauern, an die Supermärkte, an die Lebens-

mittelindustrie. Und das hat ja auch eine Weile ganz gut geklappt. Aber jetzt spüren immer mehr Menschen, dass es so nicht weitergeht.»

Die Gründe für das Umdenken sind vielschichtig

Trotz Öko-Booms und aller Appelle zum regionalen Wirtschaften wird die Lebensmittelherstellung weiter industrialisiert und globalisiert. Produkte wie der Analogkäse, der kein Käse ist, und die immer dreisteren Lügen auf den Verpackungen schärfen das Bewusstsein dafür, wie sehr sich der Mainstream der Lebensmittelproduktion von unserer Alltagswirklichkeit entfernt hat. «Die Leute fühlen sich zunehmend abgeschnitten vom Produktionskreislauf der Lebensmittel», urteilen die Buchautoren Daniel Dahm und Gerhard Scherhorn, die in ihrer Schrift «Urbane Subsistenz» das Thema aus soziologischer Perspektive behandelt haben. «Die Menschen wollen wieder mehr Gestaltungsspielraum und Kontrolle», hat auch Christa Müller beobachtet, «und sie haben zunehmend das Bedürfnis, sich selbst als produktiv zu erleben.» Und natürlich ist da auch noch die ganz ursprüngliche, archaische Befriedigung, die aus der Beschäftigung mit Pflanzen erwächst. «Biophilie» nannte der Evolutionsbiologe Edward O. Wilson die Neigung, sich zu allem Lebendigen hingezogen zu fühlen, denn schliesslich hat sich der Mensch ja im Kontakt zur Natur entwickelt; im Umkehrschluss folgt daraus, dass man zu einem ausgeglichenen Seelenhaushalt eben diesen Kontakt auch braucht. «Die tiefe Befriedigung, Dinge wachsen zu sehen», erklärt Georg von Gayl, Landesvorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur in Berlin-Brandenburg, «die Lust am Garten, am Grün, die Sehnsucht nach dem Gras der Kindheit, auch wenn es vielleicht in der Erinnerung verklärt wird – das sind ein-



Beete auf Rädern: Nach fünf Jahren Gartenarbeit auf einem Berliner Brachgelände müssen die Aktivisten der «Rosa Rose» 2009 mit ihren Pflanzen fliehen. Den erzwungenen Auszug inszenieren die Gärtner als Happening.

fach ganz alte und starke Gefühle.» Von Gayl, selbst Gartenbauer und Landschaftsarchitekt, bringt die Sache mit der Lakonie des Praktikers auf den Punkt: «Der Mensch will manchmal mit den Händen in der Erde wühlen. Das sind Erfahrungen, die machen Sie an der Playstation nicht.» Auch in unserer Sprache ist ja der Bezug zum Pflanzen auf vielfältige Weise, eben: verwurzelt. Wenn wir einem Vorhaben den Boden bereiten, wenn die Hoffnung keimt und Ideen spriessen, wenn die Saat aufgeht und unsere Bemühungen fruchten, wenn wir das Thema lange genug beackern, um schliesslich die Ernte einzufahren – dann bewegen sich die Metaphern auf dem Boden, den wir seit jeher bearbeiten. Kultur bedeutet ja ursprünglich, Land zu bestellen, zu kultivieren. Und es urbar zu machen; womit wir wieder beim Urbanen wären. Und was war gleich noch mal das Paradies? Eben.

Fahrradklingeln

Autofahrer schimpfen, Passanten staunen: Ein ungewöhnlicher Umzug durchquert im Sommer 2009 das Ostberliner Stadtviertel Friedrichshain: Der Nachbarschaftsgarten «Rosa Rose» zieht ins Exil. Seit 2004 hatten die Aktivisten der Rosa Rose ein brachliegendes Grundstück in der Kinzigstrasse vom Müll befreit und in einen Garten verwandelt – offen für alle, die graben, pflanzen, jäten oder nur im Grünen sitzen und in die Büsche schauen wollten. Doch 2008 wurde ein Teil des Grundstücks von der Polizei geräumt, weil es überbaut werden sollte; im vergangenen Jahr drohten erneut die

Bagger, und Rosa Rose musste fliehen. Im Prinzip also wie in den Wilden 80ern; nur wäre damals, in der Hochzeit der Hausbesetzer, niemand auf die Idee gekommen, auf brachliegenden Flächen einen Garten einzurichten. Grüner Daumen statt Schwarzer Block, Hacke und Spaten statt Hammer und Sichel. Die Flucht vor den Baggern inszenierten die Aktivisten in alter Sponti-Tradition als Mischung aus Demonstration und Happening: Mehrere hundert Pflanzen rollten auf Fahrrädern, Fahrradtransportern und Rikschas quer durch Friedrichshain ins «Exil». Dieses fand der Garten zunächst auf einer vom Bezirk verwalteten Fläche; über die weitere Zukunft wird noch verhandelt. Die Rosaroten sind politisch bestens vernetzt; auf ihrer Homepage finden sich Links zu Initiativen wie Attac, FoodFirst oder der internationalen Kleinbauernbewegung Via Campesina. Für Hanns Heim, einen der aktivsten Gärtner der Rosa Rose, sind das Buddeln in der Erde und die politische Willensbildung untrennbar miteinander verbunden: «Für mich ist mein Gärtchen auch praktische Propaganda. Ich bin stolz, dass es mir gelingt, ein halbes Jahr fast nur vom eigenen Gemüse zu leben, und ich lerne Jahr für Jahr dazu.»

Zum Begreifen ein Blick in die Geschichte

Um zu begreifen, welch enormer kultureller Wandel sich mit der neuen Gartenbewegung andeutet, hilft ein Blick in die Geschichte. Selbstversorgung war zu allen Zeiten, in allen Kulturen, in einem gewissen Umfang normal.

Aber: Sie braucht Platz. Als in Deutschland gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Stadtbevölkerung massiv wuchs, bahnte sich ein Umdenken in der Stadtgestaltung an: Architekten und Stadtplaner wie Leberecht Migge und Martin Wagner begannen zunehmend, Siedlungen mit grossen Gärten zur Selbstversorgung zu planen. Mehrere hundert bis maximal tausend Quadratmeter galten seinerzeit als Grösse, die eine Familie mit einem Gutteil der notwendigen Lebensmittel versorgen konnte. Kaninchen- und Hühnerstall gehörten fast immer dazu, manchmal wurden sogar Ziegen oder Schweine gehalten.

Auch nach dem Krieg wurden viele Neubausiedlungen mit grosszügigem Garten geplant – und der war nicht zum Fussballspielen gedacht. Obst und Gemüse anzubauen und zu verarbeiten, war normal. Das änderte sich erst ab den 1960er, 1970er Jahren, als der zunehmende Wohlstand die Gärten zu verändern begann. An die Stelle des Hühnerstalls kam jetzt die Hollywoodschaukel, das Kartoffelbeet wurde zum gepflegten Rasen. Den Höhepunkt erreichte diese Entwicklung in den 1990er Jahren, als bereits ein Drittel aller Einfamilienhäuser in Deutschland gleich ohne Keller geplant wurden. Wer nichts erntet, braucht auch keinen Vorratskeller mehr.

Verbunden mit der Tradition der Selbstversorgung war aber immer ein reichhaltiges kulturelles Wissen. Es ging ja nicht nur darum, wie man Pflanzen anbaut und pflegt, wie man düngt und jätet, wie man den Boden fruchtbar und Schädlinge in Schach hält – sondern auch, wie man die Ernte lagert, wie man das Obst

und Gemüse verwendet und verarbeitet. Trocknen, Räuchern, Einkochen, Entsaften; Brot backen, Marmelade kochen, Sauerkraut einlegen, Most machen, Bienen oder Hühner halten: Selbermachen hat viele Facetten. Der Vielfalt im Gemüsebeet entsprach eine ebensolche in Haus und Keller. Genau darum, nämlich das Wissen, um das Pflanzen und Ernten wieder zu beleben, geht es vielen der neuen Initiativen Lifestyle-Requisit und politische Waffe, Mittel zur Selbsterfahrung und zur Umweltbildung – im 21. Jahrhundert, so scheint es, darf selbst Gemüse nicht einfach Gemüse sein. Aber so ist es eben. Und tatsächlich ist Gemüse noch mehr als dies: nämlich ein Stück Heimat. Und ein Mittel zum sozialen Frieden. Der das sagt, heisst Tassew Shimeles, stammt aus Äthiopien und steht im «Internationalen Garten» in Geismar, einem Stadtteil im Süden von Göttingen. Hier ist 1996 der erste Internationale Garten in Deutschland gegründet worden – von Zugewanderten und Vertriebenen wie den Frauen aus Bosnien, denen neben der vom Krieg zerrütteten Heimat vor allem ihr Garten fehlte. Vier Gärten betreibt der Verein mittlerweile; Familien aus 16 Nationen bestellen hier ihr Stückchen Land. «Die Gärten sind gelebte Integration», sagt Shimeles.

«Wo Gebäude fallen, entstehen Gärten»

verkündet das gigantische Plakat an einer Hauswand in der Bauhofstrasse. Dessau baut um. Die Stadt in Sachsen-Anhalt, bekannt durch das weltberühmte Bauhaus, hat dasselbe Problem wie viele andere ostdeutsche Städte: Sie blutet aus. Dessau hat in den vergangenen 20 Jahren einen Drittel seiner Einwohner verloren; bis 2020 könnte es knapp die Hälfte sein. Aber wie organisiert man die Schrumpfung von Städten? Sachsen-Anhalt geht in die Offensive, macht das Thema zum Gegenstand der diesjährigen Internationalen Bauausstellung; die «IBA 2010 Stadtumbau» wird in insgesamt 19 Städten Konzepte zum Wandel diskutieren. Ein zentrales Element: Die Städte werden grüner. «Wir haben Platz im Überfluss», sagt Heike Brückner, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Bauhaus-Stiftung; «und wir wollen den Umbruch als Chance begreifen.» Deshalb hat die Stadt die Bürger an den Planungen beteiligt und sie gefragt: Was habt Ihr für Ideen, wie man die neuen Räume nutzen könnte? Klar ist schon mal, dass Dessau im Jahr 2020 anders aussehen wird als heute: grüner, weitläufiger, heterogener. Das städti-

sche Leben, Wirtschaft, Dienstleistung, Verkehr wird sich in mehreren Teilzentren ballen, dazwischen: Platz für Experimente. Für Grün. Für Gärten. Die Stadt wies 400m² grosse Parzellen aus, «Claims» genannt, in bewusster Anspielung auf Goldgräberzeiten – auch wenn es hier keinen schnellen Reichtum zu gewinnen gibt. Den ersten Claim sicherte sich das Multikulturelle Zentrum, das sogleich einen Garten anlegte; der Imkerverein säte Pflanzen als Bienenweide aus; andere folgten. Und so werden die blühenden Landschaften, die Helmut Kohl einst den Ostdeutschen versprach, endlich Wirklichkeit. Nur ein bisschen anders als geplant.

Eine andere Welt ist pflanzbar

Der adaptierte Sponti-Spruch aus den 80ern trifft für die Stadtplaner von Dessau ebenso zu wie für die Grundstücksbesitzer von Friedrichshain, für die Biohändler von Tegut wie für die bosnischen Frauen aus Göttingen. «Es geht

nicht nur um Selbstversorgung», sagt Ingrid Reinecke von der Stiftung Interkultur, «es geht auch darum, einfach die Stadt schöner zu machen, etwas wachsen zu sehen, dem allgegenwärtigen Kommerz etwas entgegenzusetzen.» Gärten können heilen; sie können – vielleicht darf man hier ein bisschen pathetisch werden – dazu beitragen, die Welt besser zu machen. Wer einen Garten pflegt, führt keine Kriege. Wenn wir mehr Gärten hätten, sinniert Hanns Heim von der «Rosa Rose», dann könnte «eine sehr viel umweltverträglichere und auch friedlichere Kultur entstehen. Wir bräuchten nicht mehr um die Welt zu jetten, um uns vom Alltagsstress zu erholen. Wir bräuchten keine fernen Märkte mehr zu erobern, wir bräuchten auch Europa nicht mehr wie eine Festung zu verteidigen. Reisetätigkeit, Migration wie Warenfluss würden zwar nicht zum Erliegen kommen, aber sich auf ein vernünftiges Mass einpendeln. Es ginge geruhsamer und auch geselliger zu, bei uns und anderswo.»

Martin Rasper

Zwei Beispiele aus der Schweiz

Mitten in der Stadt Bern, an der Laupenstrasse, steht eine denkmalgeschützte Villa, die früher verarmten Bernburgern als würdiger Wohnsitz diente. Auf der der Strasse abgewandten Seite, für die Bewohner ist es die Vorderseite, befindet sich ein Areal von ca. 2500m², das von der Burgergemeinde vor drei Jahren neu gestaltet wurde. Nebst einem parkähnlichen Zentrum entstanden dabei einige Familiengärten. K. + U. M. haben einen solchen Garten gemietet.

«Was wir vor allem geniessen, ist die Stadtoase, die wir im Garten haben, das Meditative der Gartenarbeit, das Grübeln im Boden, das Handfeste und Konkrete dieser Tätigkeiten und natürlich schon auch die Früchte unserer Arbeit auf dem Tisch, die Freude am Wachstum, an der Vielfalt der Schöpfung und des Lebens.»

Fotos: UM



H.S. wohnt in einem Mehrfamilienhaus und hat keinen Zugang zu Pflanzland, doch zu ihrer Wohnung gehört ein Balkon von 2x4 m. Wie man sieht, kann selbst auf kleinster Fläche ein kleines grünes Paradies angelegt werden. Die Bilder sprechen für sich.

Fotos: HS

